

Campus-Meinung

Nachteile nicht kopieren

Von SEBASTIAN REICHERT

Wie man eine Elite-Uni schafft, ist kein Geheimrezept. Die Zutaten sind vielen Experten bekannt. Man mache die Hochschule flexibler, suche sich die besten Studenten aus, nehme viel Geld durch Studiengebühren ein und vernetze sich mit der Wirtschaft und den eigenen Absolventen. Dann warte man ab, bis sich die Uni den Ruf einer Elite-Schmiede erworben hat.



Doch selten fragen die Köche – sprich die Entscheider und Lobbyisten –, die studentischen Kunden, ob ihnen das Produkt Elite-Uni auch schmeckt. Natürlich bieten Spitzen-Unis nach ausländischem Vorbild viele Vorteile. Das Studium an Elite-Hochschulen kann aber auch negative Seiten haben. In Cambridge wirken Traditionen und Regeln zum Teil störend. Den Studenten dort ist es quasi verboten, ein Auto zu besitzen. Und nicht jeder kommt mit dem extremen Leistungsdruck an den teuren privaten Top-Unis in den USA klar. Studenten, deren Eltern das Studium ihres Kindes nicht so leicht bezahlen können, spüren zusätzlichen Druck.

Um eine gute Elite-Universität zu bauen, braucht man vor allem viel Zeit. So reicht eine einmalige Geldspritze nicht aus, um eine solche Generationenaufgabe lösen zu können. Schnellschüsse bringen da nichts. Bildungsministerin Bulmahn sollte sich deshalb gut überlegen, was man aus dem Ausland kopieren sollte und was nicht.

Studentenfutter

Sprachkurse für 25 Euro

Das Spracheninstitut der Uni bietet in den Semesterferien Intensivkurse an. Neben Französisch, Spanisch und Englisch gibt es auch einen Konversationskurs in Schwedisch. Wer Lust hat, Japanisch zu lernen, kann einen Anfängerlehrgang besuchen. In sechs Unterrichtsstunden pro Tag können die Sprachkenntnisse aufgefrischt werden. Die einwöchigen Kurse kosten 25 Euro. Anmelden kann man sich ab sofort im Seminargebäude am Augustusplatz im Zimmer 5.

Fackellauf für Olympia

„Für Olympia laufen!“ Das ist Motto und Programm der „Initiative Olympia“. Um Leipzigs Olympiabewerbung für 2012 zu unterstützen, ist vom 13. April bis zum 18. Mai ein Fackellauf durch Leipzig geplant. Damit das Feuer während dieser Zeit nicht erlischt, werden 1600 sportliche Geister gebraucht, die je eine Stunde laufen. Jeder, der mitmachen will, kann sich per E-Mail unter fackeltraeger@gmx.de bewerben.

Sportliche Semesterpause

Auch in den Semesterferien müssen Leipzigs Studenten nicht auf Sport verzichten. Für die Zeit bis zum 8. April hat das Zentrum für Hochschulsport ein spezielles Angebot zusammengestellt. Von Schwimmen über Volleyball bis hin zu Fitness. Eine Einschreibung ist nicht erforderlich. Im März stehen zwei Kurse für Modern-Dance (Anfänger, Fortgeschrittene) und ein Komplettkurs Standard/Latein auf dem Plan. Hierfür ist eine Anmeldung bis zum 18. Februar nötig. Das komplette Programm gibt es im Internet unter www.uni-leipzig.de/sport.

Alumni-Verein gegründet

Die Medizinische Fakultät der Uni hat jetzt einen Alumni-Verein gegründet. Assistenten, Hochschullehrer, Studenten und Absolventen, aber auch Vertreter von Einrichtungen, die den Verein unterstützen wollen, können Mitglied werden. Auf den Weg gebracht hat ihn der Leipziger Professor Manfred Schönfelder. Vorsitzender ist Medizin-Dekan Professor Wieland Kiess. Nähere Informationen gibt es unter der Rufnummer 0341 / 97 15910 und im Internet unter www.uni-leipzig.de/presse2004/alumni.html.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Dr. Thomas Schuster betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Monika Hanauka und Susann Thier. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 9 73 57 46.

Viele Palmen, aber kein Partystudium

Wie Leipziger Kommilitonen die Elite-Unis im amerikanischen Stanford und im britischen Cambridge erleben

Von SEBASTIAN REICHERT

„Ich bin in einem riesigen Park mit Palmen, in dem auch Hörsäle stehen“, dachte der Leipziger Medizinstudent Sebastian Weis, als er zum ersten Mal den Campus der US-Universität Stanford betrat. Die kalifornische Uni ist eine der angesehensten der Welt. Ihre Charakteristika: Mehr als 1200 teils weltbekannte Professoren, eine eigene Polizei, ein eigenes Kraftwerk, eigene Golfplätze, rund acht Milliarden Dollar Vermögen. In Stanford konnte der 25-jährige Weis ein Jahr biochemische Grundlagenforschung betreiben. An der Uni-Leipzig, seiner Heimathochschule, ist all dies unvorstellbar. In einer Umfrage, an der über 1000 deutsche Studenten teilnahmen, waren nur etwa ein Drittel für die Einführung von Elite-Unis nach angelsächsischem Vorbild. Was macht eine Hochschule in England oder in den USA eigentlich zur Elite-Uni? „Ein Partystudium wie hier in Leipzig gibt es in Stanford nicht“, sagt Sebastian Weis. Einfach mal morgens eine Vorlesung ausfallen zu lassen, sei dort nicht drin. „Ein Berieseln-Lassen, wie in Deutschland, habe ich in Stanford nicht erlebt. Die Studenten sind dort viel interessierter.“

Open-door-System

Auch die lehrende Seite ist motivierter. Sprechstunden sind den Professoren fast heilig. Die unkomplizierte Kommunikation zwischen Studenten und Lehrenden fällt im Vergleich zu Deutschland auf. „Das ist dann nicht der Professor Dr. Dr. Sowieo, sondern einfach der John“, beschreibt Weis das Verhältnis zwischen Studenten und Professoren in Stanford.

Claus Daniel studiert im englischen Cambridge „Economics“ – ein Mix aus Betriebs- und Volkswirtschaft. Auch er ist von dem Verhältnis begeistert, das die Studenten zu den Professoren haben: „Es funktioniert nach dem Open-door-System. An die Tür klopfen und einfach sein Problem besprechen.“ Das klappt aber nur, weil an Spitzen-Unis auf einen Professor oft nicht mehr als zehn Studenten kommen. Der 29-jährige Daniel hat von einigen Professoren sogar die privaten Telefonnummern. Bei Fragen ruft er einfach an, falls er nach den Tutorien in kleiner Runde noch welche hat.

Die gute Betreuung ist möglich, weil die Elite-Unis über sehr viel Geld verfügen. „Geld ist aber nur ein Teil der Geschichte“, schränkt der Leipziger Gastprofessor Crister S. Garrett von der US-Universität Wisconsin ein. Die Universitäten in den USA sind vom Staat unabhängiger und damit auch flexibler und weniger bürokratisch. „Um ein Jahr in Stanford forschen zu können, brauchte ich weniger Papierkram als für eine Bewerbung für eine zweimonatige Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft in der Biochemie an der Leipziger Uni“, so der angehende Mediziner Weis.

Studenten sind die Kunden der Elite-Unis. In Stanford zahlt jeder pro Studienjahr 27 000 Dollar. Das ist ein Grund, warum die Studenten fordernder und interessierter sind. „Keiner

kommt sich doof vor, den Professor dringend sprechen zu wollen“, sagt Oliver Heckmann nach drei Monaten Forschungsarbeit in Cambridge. „Schließlich bezahlt man auch dafür.“ Aber auch von Zuhause kommt nicht selten großer Druck. Viele Mittelschicht-Familien sparen schon seit der Geburt ihres Kindes für die Studiengebühren und müssen einen Großteil ihres Einkommens an die Unis überweisen.

Die Zweigstelle der Leipziger Universitätsbibliothek am Augustusplatz hat wochentags nur bis 16 Uhr geöffnet. Wer Bücher ausleihen will, ist zeitlich noch eingeschränkter. Unvorstellbar an den Elite-Unis. Hier sind die Bibos fast rund um die Uhr geöffnet. Studenten in Cambridge können Bücher jederzeit über Automaten ausleihen. „In Cambridge kann ich mir nichts eines Schlüssel für die Bibliothek holen und dort lernen“, berichtet Daniel.

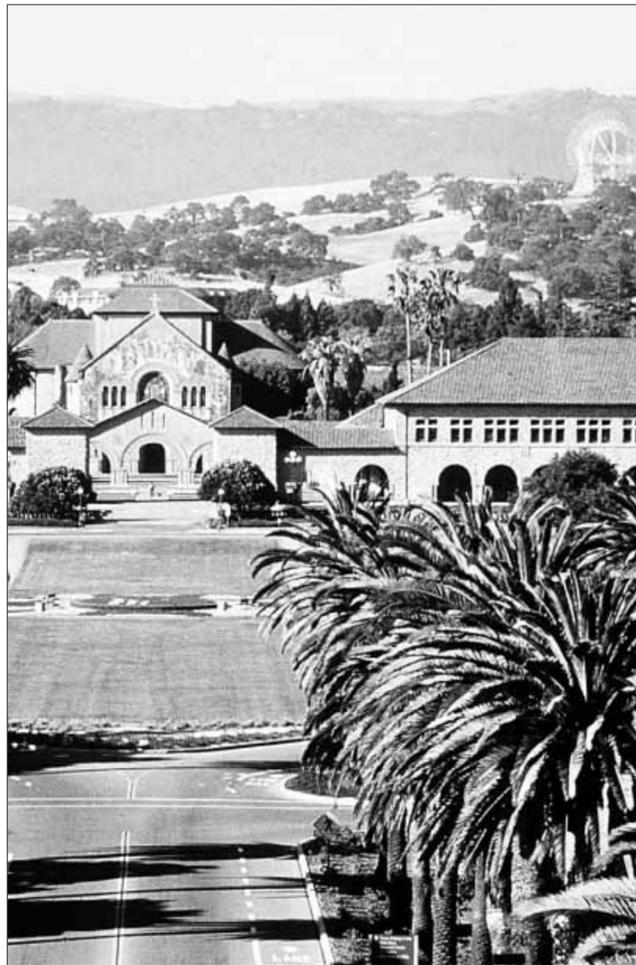
Kehrseite: Bei den hohen Anforderungen sind die Studenten gezwungen, zehn Stunden oder mehr am Tag zu büffeln. Auch deshalb haben die Bibliotheken fast immer auf. Jede Woche stehen Prüfungen an. Das ist Stress pur. Laut einer Studie sind Selbstmorde hinter Unfällen die zweithäufigste Todesursache bei US-Studenten. Leistungs- und Konkurrenzdruck stehen laut Suizid-Experten ganz oben auf der Ursachenliste. Oft beginnt der Leistungsdruck schon in Elite-Kinder-gärten.

Erstarrte Traditionen

„Bitte den Rasen nicht betreten. Nur in Begleitung eines Senior members erlaubt.“ Auch das gehört zu Elite-Unis. Zumindest in England. „Die Traditionen in Cambridge haben mich beinahe erschlagen“, schildert Economics-Student Daniel seine Eindrücke. Zu den Traditionen gehört auch, dass bestimmte Flächen auf dem Campus nur zusammen mit einem verdienten Professor betreten werden dürfen. Und noch etwas an einer Elite-Uni wie Cambridge stört Daniel: „Die Erstsemester sind noch nicht reif genug.“ Viele würden einfach irgendein Fach belegen, da sie noch keine klaren Vorstellungen haben. „Im ersten Jahr wird eigentlich nur gesoffen“, so Daniel. Resultat: Fast jeder in Cambridge, auch der Kassierer im Supermarkt, hat mal studiert. Nur: Mit einem Bachelor in „Animal behaviour“ ist nicht viel anzufangen. „Auch in Cambridge muss man schon seinen Master machen“, so Daniel, „wenn man mit dem Studium etwas anfangen möchte.“

Unter den Studenten in Cambridge wird heute noch erzählt, dass Prinz Charles beim ersten Versuch der Abschlussprüfung durchgefallen sei und dann für das Bestehen fünf Millionen Pfund bezahlte. Seine Leibwächter, die mit ihm studierten, so wird kolportiert, bestanden hingegen im ersten Anlauf. „Da ist wohl ein Funke Wahrheit dran“, glaubt Daniel. „Viele sind nur hier, weil die Väter auch schon hier waren.“

„Die Luft der Freiheit weht“ ist das Motto der Uni Stanford, ein Zitat des deutschen Reformators Ulrich von Hutten. Lang ist es her, dass die Elite-Universitäten der Welt von Deutsch-



Campus mit Palmen: die kalifornische Stanford-Uni wirkt paradisiatisch, aber die Studenten werden hart rangenommen und müssen 27 000 Dollar im Jahr zahlen. Foto: dpa



Beim Elite-Studium eingeschlafen: nächtliche Bibliotheksbesuche sind an den Spitzen-Unis in den USA und in England an der Tagesordnung. Foto: Jan Woitas

land aus inspiriert wurden. Vor hundert Jahren wurden amerikanische Professoren noch in Berlin, Leipzig oder Heidelberg ausgebildet. Die erste Forschungsuniversität der USA wurde

mal das „Heidelberg in Baltimore“ genannt. Und nun soll also ein „Harvard in Sachsen“ oder ein „Princeton in Bayern“ entstehen. Lesen Sie dazu auch die Campus-Meinung

Datenbank-Projekt gestartet

Frühwarnsystem für schrumpfende Kommunen

Die Lausitzer Stadt Forst ist in Größe, Arbeitslosenquote und Altersdurchschnitt eine typische ostdeutsche Kommune. Und wie viele andere Städte hat sie ein Problem: Durch Wegzug und Geburtenknick droht sie massiv zu schrumpfen. Um diesen befürchteten Kollaps mittlerer Kommunen zu verhindern, startete jetzt das Projekt „Frühwarn- und Kontrollsystem“ am Lehrstuhl Stadtentwicklung der Universität Leipzig.

Das mit einer knappen Million Euro vom Bundesforschungsministerium finanzierte Vorhaben soll helfen, kritische Stadtentwicklungen zu erkennen – ein erster Schritt, um politisch reagieren zu können.

Projektleiterin Silke Weidner erklärt die Vorgehensweise: „Ausgehen werden wir von zwei Fragen. Erstens: Welche Indikatoren zeigen überhaupt die Entwicklung einer Stadt an? Da geht es zum Beispiel um Arbeitslosenzahlen, Geburtenraten und Sterbezahlen. Und zweitens: Ab wann leiden Wirtschaft und Lebensqualität empfindlich unter der Stadtschrumpfung?“ Ziel der dreijährigen Arbeit ist letztendlich eine Datenbank für die Kommunen. „Sie können dort eigene Statistiken eintragen und zum Beispiel als Karten darstellen lassen. Zusammen mit den von uns erarbeiteten Alarmwerten zeigen sich so Fehlentwicklungen ihrer Stadt“, erläutert Stadtplanerin Weidner.

Zur Verwirklichung des Projektes ist noch die Berliner „Innova Gesellschaft für Unternehmensentwicklung“ mit im Boot. Sie soll den Blick von praktischen Entwicklungsplanern und der Wohnungswirtschaft einbringen. Die Gesamtkoordination liegt aber bei den Leipziguern. „Der Lehrstuhl für Stadtentwicklung ist etwas Besonderes“, erklärt dessen Inhaber, Professor Johannes Ringel. Deutschlandweit gebe es an einer Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät nichts Vergleichbares. „Dadurch können wir gerade ökonomische Gesichtspunkte in das eher soziale Problem der Stadtschrumpfung einbringen.“

Das interdisziplinär ausgerichtete Institut will das Projekt auch in den Lehrplan einfließen lassen. „Wir werden Zwischenergebnisse in Vorlesungen diskutieren und bewusst die Rückkopplung mit den Studenten suchen“, betont Silke Weidner. „Vielleicht können auch Teile des Projektes durch Übungsscheine oder andere Arbeiten abgedeckt werden.“ Darauf hofft auch Anja Brandl, eine von drei studentischen Hilfskräften im Projekt: „Anregungen für meine Diplomarbeit über die Nutzung von statistischen Daten in der Stadtentwicklung wären nicht schlecht.“

Und auch die Stadt Forst und ihre 24 000 Einwohner hoffen, von dem Frühwarnsystem zu profitieren. Die Stadt speist als Testkommune konkrete Zahlen aus der eigenen Entwicklung in das Vorhaben ein. „Vielleicht kann unser Projekt hier schon konkret helfen“, meint Silke Weidner. Auch Ringel ist optimistisch: „Das Projekt ist eine echte Chance, Städte positiv zu entwickeln.“ Christiane Mempel

An der Veterinär-Fakultät ist der Andrang groß / Janine Dlabola erfüllt sich hier ihren Berufswunsch

Mit Mundschutz zur Pferdeoperation

Schwer und warm ist die Luft. Es riecht nach Stall. Für einen Moment durchzieht den Raum ein Schwall angenehmer Frische von Seife und säuerlichem Desinfektionsmittel. Gedämpftes Stimmengewirr. Im OP-Saal der Chirurgischen Klinik für Pferde und Klauentiere der Leipziger Uni wird ein narkotisiertes Pferd von einer Winde hochgezogen und schwebt über dem Boden. Der OP-Tisch wird darunter geschoben, der Tierkörper auf den Rücken gelegt und in Position gebracht. Die schlanken Beine, an den Fesseln dick bandagiert, ragen in die Luft – angehängt an einer Laufschiene an der Decke.

Sieben Monate ist der Hengst erst alt und hat bereits eine Kolik. „Diese Bauchschmerzen können verschiedene Ursachen haben. Wir wissen noch nicht, was der Kleine hat“, erklärt Klinikleiter Professor James Ferguson. Janine Dlabola, Studentin der Veterinärmedizin, trägt weißen Kittel, grüne Haube und Mundschutz und beobachtet jeden Handgriff der Ärzte. Sie darf nur zusehen, die erste OP-Assistenz steht ihr noch bevor.

„Tiermedizin ist der am stärksten nachgefragte Numerus-Clausus-Studiengang in Deutschland“, sagt Bernhard Scheer von der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze. „Zum Wintersemester 2003/04 bewarben sich bundesweit rund 4500 Interessierte auf etwa 1000 Plätze.“ Leipzig ist eine von vier Unis in Deutschland mit einer Veterinärmedizin-Fakultät. „Für Leipzig hofften dieses Jahr 621 Bewerber auf eine Zusage, 140 wurden immatrikuliert“, so Scheer.

Janine aus Neustadt bei Dresden absolviert gerade eine Praxiswoche in der

Chirurgie. „Dabei bekommen wir einen Einblick in den Klinikalltag. Wir gehen zur Visite mit, beschäftigen uns mit den Krankengeschichten der Patienten und betreuen sie.“ Wenn die Studenten Glück haben, können sie im OP-Saal stehen, so wie jetzt die 22-Jährige.

Nach knapp zwei Stunden kann die Bauchdecke des Pferdes wieder genäht und geklammt werden. Ein Teil des Dickdarms hatte sich mit Gas gefüllt und im Bauch verlagert. Der Kleine hat es gut überstanden. Zum Aufwachen kommt er in eine mit Hartgummi ausgekleidete Box. „Er wird ungefähr eine halbe Stunde brauchen, bis er wieder voll zu sich kommt.“

Pferde haben einen stark ausgeprägten Fluchtinstinkt. Nach dem Aufwachen wollen sie sofort hoch und weglaufen. Deshalb trägt das Tier einen Kopfschutz, damit nichts passiert, wenn er gegen die Wand der Box stößt“, erklärt Janine.

Das Studium dauert regulär elf Semester. Vorlesungen, Seminare und klinische Demonstrationen gestalten den Theorieanteil. Die praktische

Ausbildung umfasst mindestens 30 Wochen in den Uni-Kliniken, in tierärztlichen Praxen und auf einem Lehrgut.

Der Wunsch, Tierärztin zu werden, begleitet Janine schon lange. „Als ich acht Jahre war, starb mein Wellensittich an einem Bauchtumor. Ich wünschte mir damals, ihm helfen zu können.“ Später möchte sie aber nicht in einer Kleintierpraxis arbeiten, sondern den Pferden treu bleiben.

Seit 6 Uhr ist Janine bereits in der Klinik, bis 12 Uhr dauert der Tagdienst. Doch sie bleibt freiwillig bis um vier und schwärmt: „Ich kann mir keinen schöneren Beruf vorstellen.“ Katja Krause



Interessiert verfolgt Tiermedizin-Studentin Janine Dlabola (links im weißen Kittel) die Operation des Pferdes. Foto: Katja Krause

Viel Beifall für Darbietung von zwölf Erasmus-Studenten

Musiker aus acht Nationen bestreiten farbiges Konzert

Eine Spanierin frisirt sich noch schnell auf der Damentoilette, vor dem großen Saal diskutieren zwei Italienerinnen mit dem Dozenten auf Englisch über Lampenfeber. Normale Szenen vor einem Konzert. Nicht ganz, denn hier treten zwölf Musiker aus acht Nationen auf. Allen gemeinsam ist, dass sie Erasmus-Studenten an der Leipziger Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ (HMT) sind.

Die Idee eines gemeinsamen Konzertes lag nahe. Constanze Richter-Smettan, Dozentin für Kammermusik an der HMT, organisiert bereits zum zweiten Mal einen solchen Abend. Das ein- einhalbstündige Programm im Großen Saal der HMT fasziniert durch seine „Farbigkeit“, die durch die unterschiedlichen Mentalitäten der Studenten entsteht. „Ein Konzert nur mit Deutschen hätte anders geklungen.“ Für den 26-jährigen Audun Iversen ist es der erste Auftritt in Deutschland. Der Norweger ist seit einem Semester in Leipzig. Sein Professor in Oslo hatte ihm die Gesangsabteilung der HMT empfohlen. Nach dem Konzert ist er mit seiner Leistung und der seiner Kommilitonen zufrieden.

Die Estin Triin Ella singt Weills „Der Abschiedsbrief“. „Ich liebe Kurt Weill. In Estland ist er leider total unbekannt“, beklagt sie. Wie Ella konnten auch die anderen

Studenten die Stücke selbst auswählen.

Przemislaw Bobrowski hätte vor dem Konzert zur Beruhigung lieber ein Bier getrunken. „Ich bin nie wirklich zufrieden mit mir, ich kann immer noch besser spielen. Um das Stück gut zu spielen, war ich zu nervös.“ Davon hat das Publikum wohl kaum etwas gemerkt, denn der 24-jährige Krakauer spielte seinen Kontrabass souverän.

Mit bloßen Füßen kommt Claudia Mariano auf die Bühne. Die Italienerin spielt barfuß, „um den Flügel besser zu spüren“. Für die 29-Jährige ist es einer der letzten Abende in Leipzig. Bald wird sie an das „Conservatorio di Milano“ zurück gehen.

Für die zwölf Musiker ist der Abend ein voller Erfolg, was auch der reichliche Applaus des Publikums beweist. Auch in den kommenden Semestern soll ein gemeinsames Konzert der Erasmus-Studenten über die Bühne gehen. „Wenn die Studenten an ihre Heimathochschulen zurückkehren, erinnern sie sich vielleicht gern an das heutige Konzert“, hofft Constanze Richter-Smettan. Für viele der Studiosi ist dieses Konzert gleichzeitig der Ausklang eines Semesters in Deutschland. Somit ist dieser musikalische Abend auch ein Abschiedsgruß an Leipzig, ein „Ultimo addio“.

Isabell Abmann